

Zeitschrift:	Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen
Band:	12 (1941)
Heft:	4
Artikel:	Aus der Arbeit einer Taubstummenfürsorgerin
Autor:	Muggli, Marta
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-806253

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

9 1/2 bis 10 1/4 Uhr: Teepause im Garten des Waisenhauses. Gelegenheit zur Aussprache mit den Herren Referenten.

3. Neuzeitliche Ernährung in der Gemeinschaftsküche

Vortrag von Hrn. Priv. Dozent Dr. med. et phil. Zeller

12 Uhr: Mittagessen im Waisenhaus mit Ehrengästen

2 Uhr: Besichtigung einer der folgenden Anstalten:

1. Landheim Erlenhof, Reinach (Vorsteher Müller)

2. Mädchenheim zur guten Herberge, Riehen (Vorsteher Kern)
3. Anstalt zur Hoffnung (Geistesschwarze) Riehen (Vorsteher Musfeld)
4. Taubstummenanstalt Riehen (Vorsteher Baer)
5. Anstalt Klosterfichten bei Basel (Vorsteher Leu)

Anmeldung zum Besuch nach den geschäftlichen Verhandlungen am Montag. Jede Anstalt hält ihren Besuchern ein Vesperbrot bereit.

Verabschiedung im Basler SBB. Bahnhof nach 4 Uhr.

Aus der Arbeit einer Taubstummenfürsorgerin

von Schwester Marta Muggli, Zürich *)

Ich möchte heute einmal möglichst viel Erfreuliches aus der Fürsorgearbeit berichten. Erfreuliches gibt es ja auch immer wieder. Erfreuliches wollen wir hören, und dabei mit Dank derjenigen gedenken, die vor uns ihre Zeit und Kraft den Gehörlosen schenkten und deren Früchte wir zum Teil ernten dürfen. Und wir wollen uns freuen, daß wir noch immer die Möglichkeit haben, in aller Stille unsern Dienst zu tun, ja daß wir sogar noch aufbauen dürfen. Das ist heute nicht selbstverständlich.

Ich möchte allerlei aus dem täglichen Leben erzählen und dabei versuchen — so gut das bei der Vielfältigkeit des Erlebens und der einzelnen Schicksale geht — die Erfahrungen aus der Arbeit zu bestimmten Erkenntnissen zu formulieren. Nie aber wie in dieser Arbeit habe ich gesehen, daß man kein Schema, keine Grundsätze festhalten darf, daß man immer wieder mit neuen Augen und Ohren die Schützlinge ansehen und anhören soll. Da ich hauptsächlich mit weiblichen Gehörlosen umzugehen habe, möge man mir eine gewisse Einseitigkeit verzeihen.

Darf ich zuerst noch ein paar Worte zum Begriff „Fürsorge“ sagen? Man versteht heute darunter leider weithin eine Institution, die es vorab mit der Vermittlung von Unterstützungs geldern, mit Versorgungen, Bevormundungen, Erkundigungsdiensten und strengen volkserzieherischen Maßnahmen zu tun hat, die sich der Lebensuntüchtigen, Mißrateten, Gefährdeten und geistig Schwachen annimmt. Gewiß soll sie das auch tun. Jedenfalls ist aber dieser Begriff in unserer Stadt zu volkstümlich geworden und hat auch eine bestimmte Gruppe von Gehörlosen ergriffen. Daß so etwas ausgerechnet in Zürich vorkommt, ist verständlich. Zürich hat den best organisierten Fürsorgeapparat der Schweiz. Das ist ehrenvoll, aber auch sehr gefährlich. Die Hilfe von Mensch zu Mensch, die Verantwortung des Nachbars für den Nachbarn, des Besitzenden für den Besitzlosen, des Starken, Begabten für den Schwachen, das persönliche Teilnehmen am Ergehen des Nächsten verschwindet. Dafür haben die Fürsorgestellen Massen abzfertigen. Wo aber Massen abgefertigt werden müssen, verliert die

Fürsorge unfehlbar ihr Bestes: Die persönliche Prägung, die Beziehung von Mensch zu Mensch, den vorsorglichen Charakter, die aufbauenden Faktoren. Das Wort „Fürsorge“ hat besonders in den Städten einen recht ehrenrührigen Klang. Es riecht nach Charakterschwäche, nach Almosen, Bevormundung, Schande! Das ist freilich fast zu stark gesagt, aber in der Bevölkerung erlebe ich es so. Wir suchen diesem Vorurteil durch andersartiges Arbeiten entgegenzutreten. Aber es wird nur mit viel, viel Geduld und großem Einsatz überwunden werden können. Vorsorgliches, aufbauendes Arbeiten ist damit ungemein erschwert. Wenn wir es erst mit dem Hilfsbedürftigen zu tun bekommen, wenn es — wie uns oft typisch geschrieben wird — „mit ihm nicht mehr auszuhalten ist“, dann kann auch unsere Hilfe nur wie ein Guß kalten Wassers auf einen heißen Stein wirken. Wer irgendwie fürsorgerisch unter Gehörlosen tätig ist, muß daher ganz besonders in seinem Sein und Tun deutlich zum Ausdruck bringen, daß er nicht Fürsorger oder Lehrer schlechthin, sondern Freund, Bruder und Helfer sein will. Das Mißtrauen wird nur langsam überwunden werden können. Man darf es sich auch nicht reuen lassen, um dieser Ueberwindung willen mit seinen Schützlingen oft große Umwege zu machen. Die Gehörlosen sind fast ausnahmslos ehemalige Anstaltskinder. Das allein schon gibt ihnen noch über Jahre hinaus ein gewisses „Schülergefühl“, das sie dann oft künstlich und krampfhaft durch eine ganz falsch verstandene Selbständigkeit zu überwinden suchen. Wir müssen ihnen den Weg in die rechte Freiheit zeigen. Das ist nicht leicht. Es kommt mir gerade das Beispiel jenes säumigen Steuerzahlers in den Sinn, der erst einen Tag vor der steueramtlichen Betreibung zu mir kam. Strahlend streckte er mir einen Zettel hin: „Morgen Betreibung“ Auf meine entsetzte Frage, ob er wisse, was das bedeute, erklärte er fröhlich: „Steht geschrieben!“ Und als ich ihm das Wort Betreibung verdeutlichte, meinte er erregt: „Dann schießen tot!“ Es kam dann heraus, daß der Mann zwei Jahre lang seinen regelmäßigen Verdienst nicht versteuert hatte und auch sämtliche Mahnungen, Taxationsaufforderungen usw. einfach vernichtet hatte. Die Betreibung konnte verhindert und eine

*) Vortrag gehalten im Schweiz. Verband für Taubstummenhilfe am 6. März 1941.

gewisse Reduktion der Nachzahlungen erreicht werden. Nun sollte auch noch die Verwertung der gemachten Erfahrung durch Versprachlichung hinzukommen. Ich fragte den guten Mann, warum er so lange nicht zu mir gekommen sei. Und die Antwort? „Selbständig!“ Es gelang mir nicht, dem Mann theoretisch den falschen Begriff umzuwandeln. Vielleicht hat es das praktische Beispiel vermocht, vielleicht nicht einmal dies. „Sie sind ein Schneider, ich bin eine Fürsorgerin,“ so leitete ich ein. „Sie können Hosen nähen. Ich nicht. Ich habe es nicht gelernt. Bin ich unselbständig, weil ich keine Hosen nähen kann? Nein. Ich habe es ja nicht gelernt. Und so haben Sie nichts von Steuerzetteln gelernt. Ist das eine Schande? Nein. Man kann ja nicht alles verstehen. Darum gibt es verschiedene Berufe, Arbeitsteilung. Bitte nähen Sie jetzt Hosen für meinen kleinen Götti. Dafür will ich für Sie die Steuerzettel besorgen und Ihnen immer wieder die schweren Zettel erklären.“ Buchstäblich ließ ich den Mann ein paar Bubenhosen nähen. „Aha,“ meinte er, „Arbeit verteilen, gut verstanden!“ Ob er es wirklich dauerhaft verstand, weiß ich nicht. Ein unliebsames späteres Nachspiel hat ihn ganz von mir weggeführt. Hoffentlich ist ihm doch eine Ahnung geblieben.

Was ich dabei aufs neue lernte, ist dies: Wir müssen jederzeit bereit sein, unsere Gehörlosen ganz als unsersgleichen zu nehmen. Ich hoffe, daß das nicht mißverstanden wird. Aber es ist schon so: Erst wenn wir mit ihnen auf der gleichen Linie, ganz dicht neben ihnen stehen in unserer innersten Haltung neben, nicht über ihnen, erst dann werden sie auch bereit sein, sich freiwillig führen zu lassen. Es ist dann keine Unehre für sie darin und keine Entwertung. Es ist dann Freundschaft, Bruderdienst. Ich glaube, von da aus läßt sich noch viel machen. Aber es braucht sehr viel Takt und Einfühlung zu diesem Dienst, viel Zeit auch, viel Liebe und Geduld und Demut, die man sich nicht selber geben kann. Und wenn man meint, man habe jene innerste Grundhaltung gefunden, dann erfährt man an sich, wie leicht sie einem im steten Umgang mit den Gehörlosen wieder entgleitet und wie leicht man immer wieder in die typische Lehrer- oder Fürsorgerhaltung zurückfällt. Das ist eine Berufsgefahr. Lehrerarbeit, Fürsorgearbeit ist Führerarbeit und soll es sein. Und Führer sind in großer Gefahr, zu sehr Führer zu sein. Es ist nicht leicht, Führer und Bruder gleichzeitig zu sein. Bruderschaft ist kein Beruf, eher Berufung. Daher muß man sich diese Grundhaltung jeden Tag neu erbitten. Ich glaube, sie ist das A und O der Taubstummenhilfe. — Damit glaube ich angedeutet zu haben, was unter Fürsorge verstanden sein möchte und welchen Dienst sie umschließt, umschließen sollte. Am liebsten würde ich den Titel „Fürsorgerin“ abschaffen. Gemeindehelferin der Gehörlosen zu sein, läge mehr im Wesen der Arbeit, besonders wenn man sie in enger Verbindung mit dem Taubstummenpfarramt tun darf. Wie gut wäre es auch, wenn die Gehörlosen selbst einen richtigen Gemeindebegriff bekommen dürften! Aber ich weiß, daß

die Namensänderung wenig hilft, wenn nicht die Trägerin ihm den richtigen Inhalt gibt. Fürsorge = für etwas, für jemanden sorgen! Ist das nicht ganz genug, wenn man es recht und von Herzen tut?

Aber nun zur Arbeit! Man mag es drehen wie man will, man mag die großen Aufgaben treulich immer wieder ins Auge fassen, so bleibt es doch bestehen: Gehörlosenfürsorge treiben heißt dem Einzelnen dienen. Große Organisationen nützen nicht viel. Nehmen wir als Beispiel die Stellenvermittlung. Vergleichen wir sie mit derjenigen der Vollsinnigen. Wie ganz anders sieht unser Dienst aus!

Eine fünfzigjährige Frau, alleinstehend, sollte Arbeit haben. Gesundheitlich zart, charakterlich nicht leicht zu verstehen, empfindlich, rasch gereizt, keine Ahnung vom heutigen Erwerbsleben, denn bisher war sie verwöhnte Gattin. Nach vielen Gesprächen habe ich sie endlich soweit, daß sie keine Schande, sondern eine Ehre hinter treuer Fabrikarbeit sieht. Und durch Briefe und Beispiele muß dieses Gedankengut nun befestigt werden, bis es in Fleisch und Blut übergeht. Erst wenn es so weit ist, kann man sich irgendwo vorstellen. Sonst würde die Stelle schon in den ersten Tagen verdorben und das Urteil über die Gehörlosen (wie leicht verallgemeinern es die Hörenden!) ist einmal mehr gesprochen, zu Unrecht gesprochen. Sorge tragen zum Urteil, Sorge tragen zu den Arbeitgebern, vorbeugen! Ich konnte mir die Frau einfach nicht vorstellen am ersten Arbeitstag. Mir bangte richtig vor dem Versagen, für die Stelle und für die Frau, die so sehr zu Kurzschluß neigt. Würde sie innerlich allein fertig werden mit dem Großbetrieb, mit den Mienen der Mitarbeiterinnen, die ihr fremd sind, mit den Anfangsbeschwerden einer stundenlang sich gleichbleibenden Körperhaltung, mit der ersten Ungeschicklichkeit der ungeübten Hände? Ich hätte sie nicht allein gehen lassen dürfen. Etwas zaghaft fragte ich die Leitung an, ob ich nicht am ersten Tag mitarbeiten dürfe, damit niemand mit langem Erklären Zeit versäume. Und gerne gestattete man mir das. Und nun gingen wir zu zweit an die Arbeit, beide in Berufschürzen, Tisch an Tisch: Puddingpulver einfüllen, Pakete zukleben. Wir arbeiteten um die Wette. Fast machte es Spaß. So etwas lohnt sich. Ich habe es noch andernorts wiederholt. Die Leitung anerkennt unsren Einsatz, die Nebenarbeiterinnen erfassen praktisch den Umgang mit Gehörlosen und in der Znünipause kann man ein gutes Wort für seinen Schützling einlegen, eine der Arbeiterinnen als stille Freundin herbeiziehen. Es gibt immer wieder Leute, die ein offenes Herz haben für diesen Dienst und die einfachen Menschen haben oft eine erstaunliche Hingabebereitschaft. Der Chef ist froh, daß er bei Schwierigkeiten sich sofort melden darf. Er benutzt das Recht fleißig. Aber er behält die gehörlose Arbeiterin, die sich nach und nach einlebt. In ihr wächst ein Wertgefühl, das sie nie kannte. Und wenn sie erst gelobt wird, dann hat sie einen ganz guten Tag. Gehörlosen Stellen vermitteln heißt fast durchwegs, mit Ar-

beitgebern und Mitarbeitern in persönlichen Kontakt treten. Jedesmal denke ich dabei: Wieder ein paar Menschen mehr auf der Welt, die die Taubstummheit zu erfassen bereit sind! Wer weiß, wem es zugute kommt, vielleicht Jahre später!

Stellen vermitteln heißt auch, persönliche Briefeschreiben, heißt auch immer wieder an die Bereitschaft der Hörenden glauben. Es ist keine Seltenheit, daß für den gleichen Schützling 20—30 Offerten eingereicht werden müssen. Und die Offerten dürfen nicht zu kurz und nicht zu lang, nicht zu geschäftlich und nicht zu persönlich sein. Vor allem darf man dem Arbeitgeber nicht zu viel versprechen. Lieber zu wenig als zu viel. Nimmt er den Schützling dann doch auf Probe, so ist es für den Meister ein gutes Zeichen. Ich bettle nicht um Aufnahme. Erbetelte oder erhandelte Stellen sind meist von kurzer Dauer. Von allem Anfang an sollen auch klar die Forderungen an den Arbeitgeber da stehen. Nachträgliche Forderungen machen ihn mißmutig oder ungeduldig. Der Schützling muß es büßen. Je besser sich der Fürsorger zum Arbeitgeber stellt, desto besser hat es der Schützling. Das Verhältnis des Fürsorgers zum Arbeitgeber ist fast ebenso wichtig wie das Verhältnis des Schützlings zu ihm. Stellenvermittlung erfordert viel Zeit, Kraft, Mut, Glauben, Unermüdlichkeit. Aber sie lohnt sich. Ich staune immer wieder, wenn mitten unter zahlreichen Absagen wie ein Wunder eine besonders freundliche Zusage auftaucht, eine Zusage, aus der ein warmes Herz zu einem spricht. Machte ich da ein Jahr lang immer wieder Offerten für eine begabte gehörlose Bürolistin: Kopieren, Vervielfältigen, Fakturieren, andere Hilfsdienste! Wie schwer ist es, für Gehörlose da etwas zu finden! Und siehe: die 31. Offerte hat Erfolg. Und wie? Ein Telephon: „Sie haben recht: auch Gehörlose haben Anspruch auf Arbeit! Bitte stellen Sie die Tochter vor!“ Auch da hat die persönliche Fühlungnahme mit Chef und Mitarbeitern viel dazu beigetragen, daß das Arbeitsverhältnis ein glückliches wurde. Die Tochter verdient jetzt Fr. 170.— monatlich, ist fest angestellt und sehr geschätzt. So etwas kommt ja natürlich nicht alle Wochen vor, aber ich darf ja heute die Rosinen aus dem Fürsorgekuchen herauspicken!

Eine andere kleine Geschichte aus der Geschäftswelt: Für eine Bürolistin schwierigerer Art suche ich ebenfalls eine Stelle, bis heute ohne Erfolg. Aber auf eine Offerte, Chiffre XY kam, kurz vor Weihnachten, mit der bedauernden Absage eine Fünfzigfrankennote mit dem Vermerk: „Wer solch schweren Dienst verrichten muß, hat es nötig, daß man ihm unter die Arme greift!“ Und als der Herr Pfarrer die Gabe sofort freudig verdankt hatte, schickte uns derselbe Kaufmann nochmals Fr. 100.— mit dem Wort: „Der Herr lenkt die Herzen wie Wasserbäche!“ Es waren die ersten Weihnachtsgaben, die uns so zuflossen. Wie sehr das ermutigt, nicht nur des Geldes wegen, sondern weil man da so etwas wie einen Händedruck empfindet, den Händedruck eines Freundes mitten in der Fremde. Die Fremdheit

und Hetze des heutigen Berufslebens bringt unsern meist langsamen Gehörlosen viele Schwierigkeiten. Es kommt mir da gerade noch der Ausdruck einer sehr menschenfreundlichen Bäuerin in den Sinn, die den taubstummen Willi trotz seiner Langsamkeit gerne behalten hätte, weil er ihr leid tat. „Aber“, so sagte sie, „wüssed Sie, Geduld hettid mer scho, aber Zit zum Geduld ha hämmer e keini!“ Und das ist schlimm für unsere Leutchen, daß man heute so wenig Zeit hat zum Geduld haben! — Gerade aus diesem Grund gehört zur Stellenvermittlung auch dies: Die Geduld der Arbeitgeber nicht zu sehr auf die Probe zu stellen. Fleißiger Besuch der Neuplazierten, Schlichtung auch kleiner Störungen, Anerkennung und Aufmunterung auch an den Arbeitgeber — das sind Dinge, die man beachten muß! Gehörlosenfürsorge ist immer auch gleichzeitig „Führung der Hörenden zum Gehörlosen hin“. Nach einem Vortrag über die Arbeit unter Taubstummen sagte mir neulich ein Zuhörer, ein alter Lehrer: „Heute habe ich etwas gemerkt: Es heißt: Sage mir, ob und wie du mit Taubstummen umgehst und ich sage dir, ob du ein Christ bist!“ Es liegt eine tiefe, tiefe Wahrheit hinter diesem Ausspruch.

Weil ich gerade von Vorträgen spreche, will ich kurz dabei verweilen. Der Vortragdiens ist vielleicht wichtiger, als ich es selber zugeben will. In den Landgemeinden zu kleinern Gruppen in Mundart zu reden, ihnen ganz einfach von den Taubstummen zu erzählen, das ist eine große, große Notwendigkeit. Vielleicht kann gerade dadurch die Hilfe von Mensch zu Mensch wieder gefördert werden. Es ist unglaublich, welche Märlein über die Taubstummen und welche Vorurteile gegen sie noch bestehen. Fast alle werden unterschätzt, zu sehr bemitleidet, verwöhnt oder aber verachtet oder gefürchtet. Nicht selten trifft man die Auffassung, Taubstummheit und Idiotie gehören zusammen. Wie nötig ist es da, immer wieder auf die Leistungen und beruflichen Stellungen unserer Gutbegabten hinzuweisen, Eindrücke zu geben in die Taubstummenschule! Auch kurze Artikel in der Presse sollten da mithelfen. Ein besonderes Anliegen ist es mir, die Kirche für ihre gehörlosen Glieder zu erwärmen. Der Weg dahin führt meist über das Pfarramt. Wenn Gehörlose Aufnahme finden in lebendigen, christlichen Familien, dann erübrigts sich viel Fürsorge. Es ist merkwürdig, wie rasch wirkliche Christen das Taubstummenproblem erfassen. Immer wieder erfahre ich das. Letzten Herbst brachte ich ein schwieriges 18-jähriges Mädchen in eine Gärtnerfamilie ins Unterland. Noch nie hatten die Leute mit Taubstummen zu tun gehabt. Als wir zur vereinbarten Zeit ankamen, war die ganze Familie am hellen Werktag in der Stube versammelt: Vater, Mutter, Tante, zwei Töchter, ein Sohn, zwei kleinere Buben. Sie waren daheim geblieben, weil sie von mir lernen wollten, wie man dem neuen Hausgenossen das Leben erträglich machen könne. Aber sie bedurften nicht meiner Schulung. Es war mir ein Erlebnis, wie rasch jedes einzelne den praktischen Weg zum Herzen der taubstummen Selma gefunden hatte. Wir

waren noch keine fünf Minuten im Haus, als der biedere Gärtner auch schon unvermittelt fragte: „Sagen Sie doch, wie kann ein solches Kind nur beten lernen? Wie sollen wir ihm von Gott erzählen?“ Und als ich ihn dann noch auf die nahen Taubstummengottesdienste aufmerksam machte, da meinte er schüchtern: „O, wenn ich doch mit dabei sein dürfte, um es auch zu lernen!“ Selma ist nun sechs Monate dort. Sie fühlt sich daheim. Es geht ihr gut. Sie gibt sich viel Mühe und ist anhänglich. Und wenn Selma anhänglich ist — das ist sehr viel!

Ein großes Anliegen ist mir die rechte Gestaltung der Freizeit und der Sonntage. Da sind ja die Taubstummengottesdienste die größte Hilfe. Ganz besonders auf dem Land ist es ein Festtag, wenn der Pfarrer wieder kommt. Nicht nur die Predigt, auch das Zusammensein mit den Schicksalsgenossen, das Angehörtwerden vom Pfarrer, der Kaffee, alles, alles macht ihnen Freude. In Zürich und Winterthur haben wir nun auch noch sonntägliche Jugend- und Altersgruppen. Es ist nicht leicht, immer wieder neue billige, echte Unterhaltung zu bringen, wenn Gut- und Schwachbegabte zusammen sind. Aber es gibt immer wieder Wege, wenn man sich ernstlich müht. Und für diesen Dienst sind doch viele Gehörlose froh und dankbar.

Vom neugegründeten Wohnheim noch ein paar Worte. Das Schönste daran ist das Familienleben, die Gemeinsamkeit während den Mahlzeiten, der Austausch. Die Mädchen bereichern sich gegenseitig durch das, was geplaudert wird. Wir haben Gutbegabte und sehr Schwache beisammen, ein Wagnis. Ich möchte so gerne, daß gerade das möglich würde. Gestern abend erlebte ich mit tiefer Freude zum ersten Mal, daß unsere Bürolistin, die sich immer über die völlig ungeschulte Lina geärgert hatte, mit ihr heimlich Sprach- und Schreibübungen trieb. Und beim Frühstück heute ging eine ganz besondere Liebe unvermerkt zwischen den Beiden hin und her. Wenn diese Wechselbeziehung erwachen dürfte, wie reich würden die Mädchen selbst daran!

Das Beste des Wohnheimes ist wohl der Familiencharakter und die christliche Hausgemeinschaft. Ich schreibe es diesen beiden Faktoren zu, daß wir mit den so verschiedenen Insassen, teilweise schwierigen Mädchen so zwanglos fertig werden und wirklich von Hausfrieden reden dürfen. Der Stubentisch ist der große Anziehungs-

Le recrutement des infirmières aux Etats-Unis

Plus de 4 000 infirmières de la Croix-Rouge devant être appelées à servir dans les hôpitaux et organisations sanitaires de l'armée américaine avant le mois de juillet 1941, le service des infirmières de la Croix-Rouge américaine a pris les mesures nécessaires pour assurer le recrutement et le remplacement de ce nombre imposant d'infirmières.

Actuellement, la première réserve des infirmières de la Croix-Rouge américaine a un effectif de 17 000 membres. La première réserve est composée d'infirmières diplômées qui se sont déclarées prêtes à servir dans l'armée seront sélectionnées crise nationale ou avec la Croix-Rouge, en cas de calamité, sur les lieux du désastre.

Les infirmières qui seront appelées à servir dans

punkt. Die Hausmutter und ich sind mit dabei, einfach dabei. Meist genügt das. Dankbar sind alle für Aussprachegelegenheiten. Sie benutzen sie reichlich. Das Freizeitproblem ist durch die Familie gelöst. Ein Freizeitproblem gibt es im Heim kaum. Alle tun von selber etwas. Was den Gehörlosen draußen mangelt, das ist ganz gewiß weitgehend das Familienleben. Ich kann seinen Wert nicht genug betonen.

Ich will bald aufhören. Ich habe die Arbeit nur gestreift. Ich habe nichts gesagt von der Elternberatung, die ich für sehr wichtig halte, aber noch vernachlässige. Mir scheint — nach allen Erfahrungen — als sollten Wege gesucht werden, mit den Eltern der Oberschüler regelmäßige Fühlung zu bekommen. Vielleicht weiß die Gehörlosenzitung einen Weg. Die Eltern der Schüler haben keine Ahnung von den Gefahren ihrer schulentlassenen Kinder. Durch regelmäßige Aussprachen und — vielleicht — durch eine Elternzeitschrift könnte gewiß vorbeugend gearbeitet und aufgeklärt werden.

Ich habe nicht erzählt von den Mühen, aber auch den Freuden, die vor allem die praktische Hilfeleistung uns bringt: Dolmetschdienste, Hilfe beim Umziehen, Ferienvermittlung, Poliklinikbegleitungen, Hilfe in Rechtsangelegenheiten, ja Hilfe beim Kofferpacken, beim Billetlösen, Hilfe auf der Bank, auf der Krankenkasse — wie viel Zeit geht dahin. Man weiß am Abend nicht, was man getan hat! Und doch ist gerade diese Arbeit reich und schön in ihrer Verborgenheit. Krankenbesuche, Vermittlung von Lesestoff, Beratungen in Lebensschwierigkeiten, all das sind Einzelhilfen, die nie auf allgemeinem Boden geleistet werden können, weil sonst das Beste daran verloren geht. Daß aller Fürsorgedienst, der große wie der unscheinbare, irgendwelche Früchte trägt, wenn er nur vom rechten Grund aus geschieht, das wollen wir auch an mühseligen Tagen festhalten. Daß wir so oft keine Früchte sehen, ist kein Beweis, daß unsere Arbeit vergeblich sei. Ich halte mich immer wieder an das Pauluswort: aus dem 1. Korintherbrief:

„Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus. Darum seid fest, unentwegt und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.“

Etats-Unis

l'armée seront sélectionnées par le commandant de chaque région militaire parmi les infirmières de réserve de la Croix-Rouge de sa région. Les infirmières devront avoir moins de 35 ans, posséder le diplôme d'une école d'infirmières approuvée, figurer sur la liste officielle des infirmières de leur région, être membres de l'Association des infirmières américaines, célibataires, veuves ou divorcées.

La seconde réserve des infirmières de la Croix-Rouge, composée d'infirmières âgées de plus de 40 ans, ou mariées, mais encore actives et aptes à toutes les catégories de service, à l'exception du service militaire. Leur nombre est de 26 000 environ.

Les infirmières appelées à servir dans l'armée seront soumises à un examen physique plus sévère encore que